

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist“

Morgen.

T. W. Von zahlreichen Seiten ist für die Debatte, die morgen kommen soll, die Parole ausgegeben worden: Milde gegen den Kaiser, scharf und entschieden gegen den Kaiser! Man kann bezweifeln, daß Fürst Bülow den Kaiser so sehr entzweit ist, denn eine solche Parole ist schwerlich geeignet, zur Befestigung seiner Stellung beizutragen. Indessen, mit jenem feinen Instinkt, der ihn bisher auf dem höchsten Boden geleitet, hat Fürst Bülow gewiß bereits erkannt, daß in jedem Falle die Götterdämmerung herannahet, und er sucht, wie man das zu nennen pflegt, nur nach einem „guten Abgang“. Vom Ausbruch des russisch-japanischen Krieges bis zur Forderung in Algerien und bis zu heutigen Stunden hat er weit Großes übersehen als ein schlichtes Manuskript, und wer so schweren Gefahren entgegen ist, braucht ungenügend aber ein Blatt Papier. Oder sollte Fürst Bülow doch den leisen Wunsch hegen, noch lange in unheimlicher Ruhe zu verweilen, sollte er sich mit dem Wortschatz „Belleidit“ begnügen, und sollte selbst auf einen so kultivierten und epikurisch verfaßten Geist wie die Kaiserin die Macht jener Anziehungskraft ausüben, die den besten Sklaven oft ins gemöhlte Joch zurücktreibt? Aber was man erwarten kann, was man erschaffen und wie man es verpacken können, von jetzt ab Taten und Treden zu verhindern, die er bisher schon nicht zu hindern, wie er höchstens zu vertuschen vermocht? Denn was seine Freunde auch in allen Winkeln der Reichstagskoulis erzählen mögen — er hat nicht allzuweit verhindern können, und die Wägen Hill und Tschudi sind ohne sein Wissen bezogen worden. Und genau wie faktische Mäcen, ohne einen lachverdrängenden Menschen hat zu fragen, vor wenig Wochen den verächtlichen „Licht“ hinausgeschleudert, genau so mag — was kann es kosten! — der feierliche Politiker vorgehen in Göttersau, im Jagdfrühdgespräch mit dem schlauen Franz Ferdinand, sich und sein allzu gründlich engagiert haben. Glaubt Fürst Bülow, oder glaubt sonst irgendein Optimist, Wilhelm II. werde, durch die letzten Erfahrungen erregt, seinem Reichskanzler von nun an mehr „nicht und Geschäft“ verschaffen? Fürst Bülow's Einfluß wird — kann nur noch geringere sein als früher, denn diesmal hat nicht er den Kaiser „gebildet“, sondern der Kaiser hat ihm verziehen. Da Fürst Bülow, selbst wenn er im Amte bleiben sollte, nur wenig verhindern kann, und der General, der dem Kaiser die Hände wäscht, vor seinem Herrern natürlich stramm stehen wird, so muß ein Reichstag, der mehr als ein schwächliches Kaiserkränchen sein will, mit ruhiger Energie und Klarheit für Schimpfregeln sorgen. Mehrfach solche Maßregeln, Adressen, Deputationen und Abänderungen der Verfassung sind in diesen Tagen vorgeschlagen worden, aber leider scheint die Reichstagsversammlung nicht zum Handeln fähig zu sein. Unter den zuletzt geborenen Vorschlägen ist einer, den man sofort erdrosseln muß, weil er einige Verwirrung anrichten könnte — nämlich die in förmlichen Häufen ausgeheftete Idee, einen „ständigen parlamentarischen Ausschuss für die auswärtigen Angelegenheiten“ zu bilden. Man denke sich, daß dieser Ausschuss schon heute funktionierte, und man frage sich, ob er uns gegen die Fehler schützen würde, die, wie man wohl behaupten darf, gerade heute wieder begangen werden.

Bardou †

Wie unser Pariser Korrespondent telegraphiert, ist Victorien Sardou gestorben, Sonntag, früh 4 Uhr nach einem plötzlichen Schlaganfall, der ihn schon vor vier Wochen in den letzten Stadien der Krankheit verschleiert hatte. Man ist er im Alter von 77 Jahren dahingegangen.

Die französische Bühne hat den letzten ihrer großen Dramatiker verloren, den letzten aus jener Schaar, die unter dem Kaiserreich und in den ersten Zeiten der Republik Wert auf Werk schuf, und die, neben Sardou, Alexandre Dumas den Jüngeren und Emile Augier zu ihren Haupten zählte. Der Victorien Sardou gerecht beurteilen will, der darf nicht einzig auf die großen, in blutigen Wortkämpfen glühenden Dramen seiner späteren Epoche blicken, nicht allein auf die großartige „Aphrodite“, die im Schmerz wühlende „Dosa“ und die von Genieskänden geprägte „Sorcière“ — er muß zurückdenken an die Zeit, wo Sardou, mit dem meisten Talent und dem wichtigsten Geiste beendigt, die feinsten Sittenkomödien, „Nos intimes“, „Madame“, „Divorcés“, „Marquise“ und „Deso-Maman“ schuf. Die letzten beiden Komödien schrieb er erst 1889 fünf Jahre nach „Aphrodite“, und nunmehr nach „Dosa“, als noch einmal jener satirische Humor seiner Anfangstage in ihm erwacht war. Wir haben die „Marquise“ noch im vorigen Jahre mit Reiz und mit Gelingen gesehen, und die Orgie und die geistreiche Ironie dieser Komödien haben auch bei uns Wirkung nicht verfehlt.

Als erster Tragödiendichter setzte der dreißigjährigen Sardou, vom Geisteslich zur Kunst beehrte Student ein. Er wurde, als er die „Taverne des étudiants“ im Odéon spielen ließ, ausgelacht und bekam es zu spüren, daß auf der französischen Bühne ohne Talent kein Erfolg ist. Er begab sich in die beste Schule, indem er eine Schauspielerin heiratete. Da sah er täglich mit dem Theaterwelt im Café, da kam er zu Direktoren und Schriftstellern in Beziehungen, und sehr schnell hatte er sich bewiesen, wie man auf

Würde er, einzig durch die Darstellungen und Erläuterungen des Auswärtigen Amtes belehrt, in diesem Augenblick einsehen, daß wir unrecht tun, in dem österreichisch-russischen Duell Oesterreichs Widerstandsmut noch zu stärken, und daß wir, genau wie Oesterreich in Algerien, die Vermittlerrolle spielen müssen? Würde er begreifen, daß Frankreich in diesem Falle mit uns das gleiche Interesse hat, und daß es falsch ist, durch ein schnelles Ausreten in der unrühmlichen Casablanca-Affäre das ganze französische Volk, ja, selbst einen Jaurès, zu erbittern? Würde er verstehen, daß wieder einmal günstigere Gruppierungen bereit werden und daß die Gelegenheit, den englisch-französisch-russischen Ring ein wenig zu lockern, wieder ungenutzt entfliehet? Der Ausschuss würde nicht von diesen Dingen sehen, seine Mitglieder würden die amtlich verbürgte Weisheit ins Parlament tragen und der Reichstag würde, wie mehr als bisher, die Demantwörterung zu leisten haben. Die Wahrheit würde noch eine weitere hürdenreiche Materie auf ihrem Wege finden und die Erkenntnis des begangenen Scheiterns würde noch langsamer durchdringen.

Man muß sich für ein Verhütungsgesetz bedanken, das nur ein Schlußpöbel wäre, muß für den Reichstag ein wirkliches Kontrollrecht, nicht ein Scheinprivilegium fordern. Der Reichstag muß bei der Ernennung des Reichskanzlers mitsprechen, und die Rechte des Kaisers und des Kanzlers müssen bestimmter ungenutzt werden. Gewiß, der Reichstag hat, dank einer veralteten Geschäftsordnung, nicht die Macht, bei der Beratung von Interpellationen Anträge zu stellen und eine Abstimmung herbeizuführen, und doch muß er ein Mittel finden, um diese Fragen aufzuwerfen und eine Antwort zu provozieren. Noch einmal hat es die freimütige Partei in der Hand, die verlorene Volksherrschaft zurückzugewinnen und sich alles vergeben zu lassen — verlag sie, gebend durch den verfallenden Stern des Fürsten Bülow, so werden neue, taftkältere Parteien an ihre Stelle treten. Denn es ist die historische Bedeutung dieser Tage, daß endlich das unter Bismarck's starkem Regiment gezeichnete Untertanenvertrauen ins Wanken kommt, daß Deutschland nun sich blickt und seine Rückständigkeit erkennt, daß der Sinn für große politische Aufgaben aus dem Schlaf erwachen beginnt. Die von anderen Nationen längst gelösten Verfassungsaufgaben werden nicht mehr von der Tagesordnung verschoben, und jede Partei, die das Gebot von morgen nicht begreift, ist eine Partei vor gestern.

Die Balkanstämmen gegen Oesterreich?

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

St. Petersburg, 8. November. Die „Nowoje Wremja“ findet, daß die Annexions-Politik immer verwickelter wird und daß sie den Frieden Europas bedrohe. Die kriegerisch gesinnten Albanen hätten beschlossen, sich gegen Oesterreich zu wenden, die Oesterreicher den Krieg erklären. Obgleich es nun bis zum Krieg noch weit sei, so liegt es doch auf der Hand, daß ein Zusammenstoß im größeren Maßstabe unausbleiblich sei, wenn die europäischen Mächte nicht eingreifen.

Die russischen Offiziere drohen mit der Andeutung, daß Oesterreich es nicht allein mit Serbien zu tun haben werde, sondern mit allen „falschen“ slavischen Elementen, darunter mit allen kriegerischen Stämmen der Balkanhalbinsel.

drei Stunden ein Parkett unterhalten und spannen muß. Die Déjazet wurde seine Freundin, und bald darauf sah die bereits unvorzogene Sarah Bernhardt an seinem Tische. Er verlor das schwere Blut, und auch der Antritt des Wertes war nicht die seine höchste Sorge, und so kam mit den letzten Folgen die Annahme seiner Kunst. Er bildete nicht mehr, sondern er verneinte, als Schauspieler zu schreiben, und das ist ihm wunderbar gelungen. Man mag die Fähigkeit des alten Mannes annehmen, der in „Madame Sans Gêne“ noch einmal die herrliche Unterhaltung spendete; man ist auch noch erstaunt — wenn auch nicht erfreut — über die technische Geschicklichkeit, die in der blutigen „Giltstift“ noch einmal hervortritt. Ein Greis von 76 Jahren hat dieses Stück geschrieben. Er war von markantester Fähigkeit und hat noch nicht aufgehört, als die Krankheit ihn erwidern wollte.

Man hat Sardou's Puppentheater, seine äußerliche Macht, seine Spekulation auf die geschäftlichen Spannungsbegierden des Publikums mit Recht verpörrt — und doch darf man, um es noch einmal zu sagen, nicht vergessen, daß er in erster Linie für ein Volk schrieb. Man darf auch nicht vergessen, daß er in erster Linie für ein Volk schrieb, und daß er die Mittel der Kunst nicht hoch geschätzte, und man darf nicht vergessen, daß man bei uns so selbige Meisterhaftigkeit in dem geringen bewertete. Fort, wo Sardou's theatralische Manier nicht ausreichte, und auch in „Aphrodite“ und einigen anderen seiner „großen Dramen“, hat er doch auch bei einem kritischen Publikum einen festen Eindruck zu erzielen gesucht. Persönlich war er ein hoch achtbarer Mann, ein treuer Freund seiner Freunde — der einzige unter den älteren französischen Dichtern, den der blassige Henri Becque gelten ließ und liebte. Obgleich „Aphrodite“, wegen der rühmlichen Republikanerie in dem Stück spielte, den Unmut der rühmlichen Republikaner erregte und viele Jahre lang vom Repertoire des Théâtre Français verbannt wurde, war Sardou selbst ein überaus geistvoller Republikaner, und in den Dreyfuß-Zagen ein „Dreyfuß“-Fanatiker. Sardou kannte ihn, ganz Paris hatte ihn tausendmal gesehen, ganz Paris hatte seinen glühendsten Genuß und seinem ewigen weichen Schatz in den Proben waanderte, die er mit unbedingtem Autorität dirigierte. Er war, wenn auch kein großer Dichter, so doch auf dem Gebiete der dramatischen Kunst eine hervorragende Persönlichkeit.

Die türkisch-slavische Einigung war — dies gibt die „Nowoje Wremja“ zu — bisher jezt nur im Projekt vorhanden, doch fühlten Türken und Serben ihre Notwendigkeit täglich immer mehr. An einer solchen Einigung könnten die österreichischen Forderungen ganz plötzlich scheitern.

Der Casablanca-Zwischenfall.

Ruhige Auffassung in Frankreich. — Der Tatbestand der Streitfrage.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 8. November. Die Stimmung ist hier ruhig, und man beginnt das französische Einigen nach der erledigten Formel mit Interesse zu betrachten. Es kann nicht genug darauf hingewiesen werden, daß alle Meinungen, die von Nervosität des Publikums oder gar von chauvinistischen Manifestationen sprechen, auf tendenziöse Interpretation oder unklare Geschäftsmänner zurückzuführen sind. Der Ton aller Zeitungen ist maßvoll, jeder Ausfall gegen Deutschland wird vermieden, alle ersten Blätter raten zu Geduld und Vertrauen. Sogar das „Echo de Paris“, das gewiß nicht beneidenswert ist, weist die algerne Sentimentsmeinung eines Blattes über deutsche Truppenansammlungen an der Grenze mit Schärfe zurück. Die unantastbare; zu Zugeständnissen in der Form ist man ganz bereit. Liberaler aber lehrt die Ansicht wieder, daß ein Streit zwischen Frankreich und Deutschland, ja selbst eine dauernde Spannung zwischen den beiden Ländern auf Grund einer so wichtigen Affäre Wahnwitz und Verbrechen wäre.

Die Geschichte ist klar übertrieben, schreibt der „Petit Parisien“, der seine Informationen häufig am Quai d'Orsay erhält. In Wahrheit ist es höchst unbedeutend und verdient nicht die Ehre einer so langen Auseinandersetzung. Zu einem ähnlichen Urteil kommt im „Journal“ der frühere Minister **Sauvageau**. Er besagt die Wichtigkeit, die ihre Nähe an diesen Streit um Worte verschleppen müssen, und rät, bei den Verhandlungen

mehr den Friedenszweck als kleinliche Einzelheiten im Auge zu behalten und bei dem ganzen Handel das ruhige Urteil nicht zu verlieren.

Noch ausführlicher begründet diesen Rat der vom Ministerium des Innern geleitete „Radical“, der ebenfalls nicht abdrückt, was Clemenceau unangenehm sein konnte. Ein Stoff ist wieder gegeben, da gerade von Clemenceau's Intransiganz in den letzten Tagen viel geredet wurde. Der „Radical“ schreibt:

Die französische Presse befreit sich einmütig, die öffentliche Meinung gegen Vorzeichen kommenheit zu schätzen. Keine Zeitung, gleichviel welcher Richtung sie angehört, bringt aufreizende Kommentare; noch mehr, man muß die merkwürdige und beruhigende Tatsache feststellen, daß auch die deutsche Presse die gleiche Haltung bewahrt, daß sie ebenso korrekt und fallständig bleibt und jede Erregung nicht zurückweist. Auf beiden Seiten ist die Haltung ausgezeichnet. Der Wunsch, zu einer befriedigenden Lösung zu kommen, wird immer allgemeiner und deutlicher. Wenn das so bleibt, wird der neue Fall keine Menschenhand anheben. Man konnte man in Deutschland fragen, weshalb bei so friedlichen Dispositionen nicht auch Frankreich für den Sinn der Formel einige Zugeständnisse machen will. Die Antwort gibt **Bautier** im „Figaro“: „Wir haben keine Güte, unsere Sache ist gut. Nachdem wir uns bereit erklärt haben,

Die Fürstengondel.

Von Freiherr v. Schlicht. (Nachdruck verboten.)

Der lenkbare Luftballon ist erlunden. Graf Zeppelin ist der Herrscher der Lüfte, und jeder, der ein Herz in der Luft hat, freut sich für ihn und mit ihm über das warme Interesse, das seinen genialen Werte nicht nur vom ganzen Volke, sondern auch von den höheren Stellen aus entgegengebracht wird. Fast täglich können wir jetzt in den Zeitungen lesen, daß sich diese oder jene Fürstlichkeit für Zeppens Luftballon annahm, und die Gondel am Luftschiff des Grafen Zeppelin hat allen Anspruch darauf, „Die Fürstengondel“ genannt zu werden.

Dieses Interesse aber, daß die Fürsten dieser Welt an dem Werke Zeppelins nehmen, legt die Frage nahe, wie sich so manches gestalten wird, wenn erst jeder Fürst seine eigene Fürstengondel hat. Daß der Kaiser den Wunsch hat, baldigt Ballon zu fahren, daß er mehr als einmal, wenn er in sein Auto stieg, zu seinem Oberkammerherrn gesagt hat: „Ja, Reichard, lang dauere's nur nicht mehr, dann fliegen wir Luft“, hat mir ein Ohrenzeuge berichtet. Der Kaiser wird also wohl der Erste sein, der sich seine eigene Gondel anschafft, die Vorliebe für das Automobill wird verschwinden, und die Zahl der Fürsten im kaiserlichen Haushalt wird neuem vermehrt werden. Bei seiner Begierde für den Sport wird der Kronprinz natürlich früh bald dem Beispiel seines Vaters folgen, die anderen Prinzen werden nicht zurückbleiben wollen, und so werden wir bald sieben wirkliche Fürstengondeln haben. Und in den Zeitungen wird man dann lesen: Die Kaiserliche Familie unternahm heute morgen im Tiergarten eine Ballonfahrt und kehrte dann zur Frühstunde in das Schloß zurück.

Selbstverständlich mußte dann vom Polizeiamt eine Luftordnung ausgearbeitet werden, ebenso, wie es jetzt eine Straßenordnung gibt, denn die kaiserlichen und prinzipaligen Gondeln bleiben natürlich nicht die einzigen. Die Hofgesellschaft würde sich ebenfalls Gondeln anschaffen, schon damit ihnen, die es gewohnt sind, sich von der höchsten Gnadenbäume beschirmen zu lassen, die Luft des Himmels nicht durchdringt. Auch die Großindustriellen sowie die großen Kunstliebhaber hätten bald ihren eigenen Ballon und selbstverständlich dürften die alle da oben in dem Luftmeer nicht so einfach herumfliegen.